

De achtbaantester

Nancy Olthoff

Uitgeverij Orlando, Juni 2020

Deutsch von Anna Carstens

Probeübersetzung: S. 11-15, 37-43, 92-93

Herman van Dusselen hält seine Brotdose gut fest. Das Plastik ist warm und klebrig. Er zupft an den Gummibändern, die um den Behälter gespannt sind. Die Abbildung von Superman ist im Laufe der Jahre verblichen. Nur wenn man ganz genau hinschaut, sieht man ihn fliegen, irgendwohin, um die Welt zu retten.

Die Schnitten hat Herman bereits aufgegessen. Vier Scheiben Weißbrot mit Butter und Spekulatius. Wie früher, als seine Mutter die Lunchbox für seine Mittagspause füllte. Oft tat sie noch ein kleines Extra hinein. Eine Mandarine, ein paar Möhren. An guten Tagen ein Toffee. Noch immer erinnert er den Geschmack der zähen Milkschokolade, fühlt, wie das Karamell seine Zähne zusammenklebt. Wann hört man auf, ein Kind zu sein? Wenn man sich seine Butterbrote selbst streicht?

Er zwingt sich, die Dose neben sich hinzulegen. Nur keinen Halt an Dingen suchen. Dass die Leute ja nicht denken, irgendetwas stimme nicht mit ihm. Was sie wohl sehen, wenn sie ihn anschauen? Einen einsamen Mann auf einer Bank? Einen wartenden Vater? Irgendjemanden? Wie mag es sich anfühlen, einfach „irgendjemand“ zu sein?

Das Gekreische ist so laut, dass er hochsehen *muss*, auch wenn ihm schwindlig wird. Die Wagen des Zyklopen sind fast alle besetzt. Menschen ohne Todesangst. Eltern mit ihren Kindern, Jugendliche mit Freunden, ein sich küssendes Paar. Ganz vorn sitzt ein rothaariger Junge. Der Platz neben ihm ist leer.

Der Achterbahnzug kriecht nach oben. Zahnräder rattern, Kinder schreien. Das junge Mädchen, das eben noch den Freund küsste, wiehert nun laut, als dürfe es endlich galoppieren. Alles lärmt, außer dem kleinen Jungen. Er blickt stumm gradeaus.

Der Zyklop fährt zum höchsten Punkt, hält einen Moment inne, und rast dann in einem Höllentempo hinunter. Das Kind saust an Herman vorbei. Es guckt erstaunt, als würde es jetzt erst merken, dass es in einer Achterbahn sitzt.

Menschen, Farben, Geräusche huschen vorbei. Und verschwinden in einem Looping. Ein Überschlag und eine scharfe Kurve nach rechts. Herman neigt den Kopf, um es genau zu verfolgen. Er versucht, das nervöse Gefühl in der Magengegend zu verdrängen: Er sitzt ja nicht selbst darin und niemand zwingt ihn, einzusteigen. Also, ganz ruhig.

Nach einem Korkenzieher und drei hohen Hügeln kommt der Zug wieder zurück. Auf zum nächsten Looping, ganz in der Nähe seiner Bank. Wieder nach oben, wieder erwartungsvolles Kreischen und wieder dieser mürrisch dreinschauende Junge an der Spitze.

Der Himmel scheint zu kippen, kurze Stille, dann geht es los. Für ein paar Sekunden hängen die Menschen kopfüber, trotzen der Schwerkraft. Einige umklammern die Schulterbügel, andere halten den Nachbarn fest. Ein paar Unerschrockene trauen sich, die Augen geöffnet zu lassen.

Der Junge ist nun ganz nahe, nur Gebüsch und der Sicherheitszaun trennen sie voneinander. Plötzlich reißt das Kind die Arme hoch und lacht über das ganze Gesicht. Ausgerechnet an der unheimlichsten Stelle, unten am Looping.

Als der Achterbahnzug schon längst unterwegs ist zur nächsten Schar erlebnishungriger Besucher, hat Herman noch immer das Bild des strahlenden Jungen vor Augen. Er schien geradezu zu leuchten.

2

Die Einladung des Vergnügungsparks hatte ihn überrascht. Er bekam nicht oft Post, und dann gleich so etwas Schönes. Den schweren Umschlag und das handgeschöpfte Briefpapier in der Hand, fühlte er sich sehr bedeutsam. Ganz oben stand sein Name in geschwungener Schrift: *Herman van Dusselen*. Als er weiterlas, stellte sich heraus, dass das ganze Dorf eine Einladung erhalten hatte, einschließlich laminiertes Eintrittskarte. Es hatte Beschwerden wegen der gestiegenen Lärmbelästigung gegeben. Das gehe natürlich nicht an, schrieb der Marketingmanager. Und um das wiedergutzumachen, hätten alle Einwohner von Bredeveld einen Monat lang freien Eintritt ins Wunderland.

Herman kann sich noch genau daran erinnern, wie es damals zugegangen war. Fast hätten Anwohner den Bau des Vergnügungsparks verhindert. Die Bredevelder hatten Angst vor herumliegendem Müll, Lärm und Verkehrsstaus auf der Dorfstraße. Ein christliches Mitglied des Gemeinderats bezeichnete den Park als „hedonistischen Blödsinn“. Hermans Mutter musste das Wort hedonistisch im Wörterbuch nachschlagen. Diese hohen Herren könnten nicht normal sprechen, nur geschraubt, sagte sie. Der Bürgermeister dagegen redete

verständlich, und zum Glück bewies er auch Mut. Er sah vor allem den Nutzen des Vergnügungsparks und erteilte Wunderland die Genehmigung.

Die Belästigungen waren dann doch nicht so schlimm wie befürchtet. Je nach Windrichtung hörte man Gekreische, aber es war fröhlicher Art. Es störte Herman nicht. Wohl aber hatte er ständig das Gefühl, etwas zu verpassen. Nach der feierlichen Eröffnung in Anwesenheit von Amtsträgern und Prominenten hatte er wochenlang gebettelt, den Park besuchen zu dürfen.

Seine Eltern hielten es jedoch für sicherer, erst einmal abzuwarten, ob die Fahrgeschäfte überhaupt funktionierten. Man stelle sich vor, man säße in einer Vergnügungsattraktion, die im selben Moment kaputtgehe. Da säße man dann, dem Schicksal ausgeliefert, womöglich auch noch kopfüber. Das Münzgeld würde aus der Hosentasche herausfallen und man bekäme Kopfschmerzen. Die Feuerwehr müsste einen mit der Rettungsleine befreien, und dabei hätten diese Leute doch „weiß Gott Besseres zu tun“. Seine Mutter konnte es sehr überzeugend verpacken. „Das ist nichts für uns“, beschloss sie ihre Rede. Ihr Mantra. Sie hatte etliche, man hätte einen ganzen Laden für Wandfliesen mit Sinnsprüchen damit füllen können.

Herman fragte sich, ob dieser Satz so stimmte und ob er überhaupt zu den „uns“ dazugehörte. Denn er fand sehr wohl, dass es etwas für ihn war. Er nahm sich vor, von nun an ganz brav zu sein, damit er zur Belohnung ins Wunderland durfte. Das war sehr anstrengend, denn es gab jede Menge Regeln zu Hause.

Drei Murrel-Saisons musste er warten. Monatelang spielte er allein mit den Katzenaugen, den gepunkteten und den großen Glasmurreln. Papa hatte zum Einlochen eine rote Tupperchale in die Erde eingelassen, damit es wie ein richtiges Spielfeld aussah. Die anderen Kinder müsse er sich einfach dazudenken, sagten seine Eltern.

Wenn er sich streckte, konnte Herman vom Garten aus die höchste Stelle der Achterbahn sehen: ein knallgelbes, sich windendes Ungetüm und ab und zu ein schwarzer Wagen, der vorbeisauste. Er hatte einmal mitgezählt, es waren zwölf Fahrten pro Stunde.

In der Schule hatte Kees behauptet, die Achterbahn heiße „Zyklon“. Herman hatte das als ein Zeichen gedeutet. Vielleicht hatte seine Mutter ja doch recht. Starke Windböen waren schon kein Vergnügen ... Erst als der Lehrer ihnen die Abbildung eines einäugigen Riesen aus der Enzyklopädie gezeigt hatte, verstand er, dass es „Zyklop“ heißen musste und dass der etwas mit den griechischen Göttern zu tun hatte. Die genaue Geschichte hatte er aber wieder

vergessen, das ging ihm öfter so im Unterricht. Doch der Riese mit nur einem Auge verfolgte ihn noch lange, vor allem nachts.

[S. 37-43]

„Schön, dich zu sehen, Junge.“

Er ist schon lange erwachsen, doch Frans hält ihn immer noch für ein Kind.

„Es riecht hier nach chemischem Zeugs. Hast du etwa wieder sauber gemacht? Du wirst doch hoffentlich nicht wie deine Mutter?“

Gar nicht darauf eingehen, von etwas anderem reden. „Wie geht es Tante Trudy?“

Frans hört auf, übertrieben zu schnuppern und stöhnt. „Wie immer. Schmerzen in den Gelenken, Arthrose, Rheuma; das ganze Set. Sie bastelt jetzt in diesem Frauenclub. Ich sag ihr aber nicht, dass die Sachen wegen ihrer steifen Finger immer hässlicher werden. Es macht ihr Spaß. Und dann mokiere ich mich natürlich nicht über den zigsten Aschenbecher, obwohl ich seit Jahren nicht mehr rauche. Oder über Glitter-Weihnachtskarten im Sommer oder Eierwärmer, die man auch als Babysöckchen benutzen kann, wenn man nur kräftig genug dran zieht.“

Der Wasserkessel macht durch Pfeifen auf sich aufmerksam. Herman ist froh, kurz in die Küche gehen zu können. Er nimmt die Teepackung aus dem Schrank, seinen Superman-Becher und für Frans den Becher mit Punkten, von dem ein Stück abgeschlagen ist. Der Rand ist scharf. Wenn Frans nicht aufpasst, reißt er sich womöglich die Lippe auf. Herman wundert sich, wie angenehm er diesen Gedanken findet.

„Wo geht es hin? Wo geht es hin ...?“, singt er im Stillen. Bei Frans weiß man das nie so genau, vielleicht ist es diesmal halb so schlimm. Meistens wird es jedoch ein Kreuzverhör. Kommst du mit dem Geld aus? Hast du inzwischen eine Frau kennengelernt? Wann suchst du dir endlich mal Arbeit? Nie auch nur eine Frage zu seinen Murren. Frans tut nicht einmal so, als würde es ihn interessieren. Sein Vater dagegen, der hatte schon Interesse gezeigt. Hatte sogar ein paarmal mit ihm mitgespielt, in Uniform.

„Möchtest du einen Keks dazu?“, ruft Herman. Keine Antwort. Gut, dann eben nicht. Die Spekulatius isst er auch gerne selbst. Er hängt die Teebeutel ins Wasser, nimmt die

Becher und eine Untertasse und geht ins Wohnzimmer. Sein Gast bestimmt lieber selbst, wie lange der Tee ziehen soll. Frans' ideale Stärke entspricht exakt dem Tee aus den Automaten bei der Luftwaffe. Schon seit Jahren pensioniert, aber selbst beim Teetrinken Soldat geblieben.

Frans schenkt dem Becher, der nun vor ihm steht, keine Beachtung. Angespannt starrt er aus dem Fenster.

Herman folgt dem Blick seines Onkels, doch da ist nichts. Die Straße sieht aus wie immer, es regnet oder weht nicht, und auch der Briefträger geht nicht gerade vorbei.

Das frische Gefühl von heute Morgen ist gewichen. Es ist weniger Sauerstoff in der Luft.

Frans macht merkwürdige Kehllaute, als wäre ihm ein Kekskrümel im Hals stecken geblieben. Dabei hat er nichts gegessen.

„Junge, ich muss mit dir reden.“

15

Hermans Hände streicheln die Murmeln. Er rollt sie durch den Koffer der Singer-Nähmaschine, fährt mit den Fingern hindurch. Das Glas fühlt sich kühl an. Meistens beruhigen ihn die Farben und das Geräusch, wenn etwas nicht in Ordnung ist.

Schwer zu sagen, was er fühlt. Es ist so unwirklich.

Frans wird sterben. Sein Vormund. Papas Bruder. Der vorletzte van Dusselen. Bald ist er selbst der allerallerletzte. Trudy ist nur angeheiratet, die lässt ihn kalt. Kalt, Berg, Mama, tot.

Papa, Mama, Frans, tot.

Alle tot. Nein.

Er versucht, sich auf die Glaskugeln zu konzentrieren, um seine Lieblingsmurmeln des Tages auszuwählen. Eine, die er nachher auf der Bahn hinunterrollen lässt.

Bauchspeicheldrüsenkrebs ist wohl sehr tödlich. Der Tumor ist dermaßen aggressiv, dass Frans sich für Sterbehilfe entschieden hat. Schon irgendwann nächsten Monat.

Herman hatte angenommen, sie planten etwas für seinen Geburtstag oder hätten mal wieder ein „spontanes Treffen“ eingefädelt, mit so einer Pferdefrau oder mit einer, die sich als Menschenfreundin bezeichnet, und dass Frans gestern deswegen so förmlich tat. Aber nein.

Frans wird sterben. Eine merkwürdige Vorstellung. Es ist so schön, sich über ihn zu ärgern. Und er ist der einzige Verwandte, zu dem er noch Kontakt hat. Am Ende ist Frans noch eher tot als diese blöde Orchidee!

Der Mann, der, wie er es nannte, „die Vertretung übernahm“, als Herman achtzehn war. Eine tolle Formulierung, wenn der Vater gerade gestorben ist. Ohne zu fragen, stellte Frans seine luftwaffenblaue Reisetasche ins Gästezimmer und blieb tagelang. Stöberte in Unterlagen, durchforstete die Schränke, probierte sogar Kleidung seines Vater an. Tante Trudy besuchte ihn so selten wie möglich, sie „konnte es einfach nicht verkraften“. Erst kam sie nur, um Essen vorbeizubringen. Nach einigen Tagen gab sie ihm Kochunterricht, so wie sie es auch schon bei Papa getan hatte, nachdem Mama nicht mehr da war. Bei jedem Strang Spaghetti, jeder Soße und jedem Hackfleischröllchen ging es nur darum, wie *sie* sich fühlte und wie schlimm das alles sei. Genau wie damals, nach dem Unglück. Und Onkel Frans? Der war voll und ganz mit dem Kleiderschrank, den Versicherungspapieren und den Rechnungen des Bestattungsunternehmens beschäftigt. Er blieb besonders lange in der Garage. Vermutlich guckte er sich die Hefte mit dem Frischfleisch an. Oder er wollte verbergen, dass er weinte, denn das taten nur Frauen und Zivilisten. Soldaten weinen nicht.

Wenn seine Mutter noch lebte, hätte sie gesagt, dass sein Onkel und seine Tante taten, was sie konnten. Doch das nützt einem so wenig, wenn das Ergebnis *Mike India Sierra Tango* ist, wie sein Vater sagen würde. Man kann einen noch so genialen Streckenverlauf mit Loopings und Korkenziehern austüfteln, aber wenn die Murmel aus der Bahn fliegt, ist das Experiment missglückt.

Die Marmeln sind zum Greifen nah. Doch es fühlt sich an, als hätten seine Freunde sich von ihm entfernt. Die Farben wirken matter, das Geräusch dumpfer. Der letzte van Dusselen. Bald ist er dreiunddreißig. Unverheiratet, kinderlos und allein.

Der Beutel von der Reinigung enthält nicht nur saubere Bettdecken. Es fällt auch ein Klebezettel in Form eines Buddha-Kopfes heraus. *Drei Auberginen, Gurke, Cola. Alwin anrufen!* Die Schrift ist schnörkelig, die rosa Tinte sieht aus wie von einem Füller. Wie kommt so ein Einkaufszettel in seine Sachen? Am unteren Rand steht ein kursiv gedruckter Satz.

Wenn man alles macht wie immer, ändert es sich nie und nimmer.

Ja, so ein Spruch hätte seiner Mutter gefallen, der könnte direkt auf einer Wandfliese stehen. Er bezieht das gereinigte Deckbett. Heute mal keinen Superman-Bezug, sondern den weißen. Das fühlt sich immer so schön frisch an, knisternde saubere Bettwäsche. Die Frau von der Reinigung hatte erstaunt von ihm zum Kalender an der Wand geschaut. „Ist es schon Zeit für den Frühjahrsputz?“

Wenn man alles macht wie immer, ändert es sich nie und nimmer. Mit Murmeln spielen, sauber machen, sich die Reden von Frans anhören. Sich die Pin-up-Girls im Magazin anschauen. Warten, bis man die Nachbarn sieht und dann den Müll an die Straße stellen, um ein paar Worte wechseln zu können. Auch wenn es nur um Möbel, Stromrechnungen oder das Wetter geht.

Hatten seine Eltern immer dasselbe gemacht? Am Schluss änderte sich etwas – aber nicht im positiven Sinne. Es sagt also nicht so viel. Man kann alles genau planen, aber am Ende kommt es vielleicht doch ganz anders. Wochenlang hatte Mama den Sommerurlaub in Ellmau vorbereitet, und sie hätte sich nicht im Geringsten ausmalen können, was dann passierte. Dagegen halfen auch keine Durchfalltabletten. Nach ihrem Tod machte Papa jahrelang alles wie immer – und hörte dann plötzlich damit auf.

Und er? Was würde er machen? Das Aufräumen geht ihm allmählich gegen den Strich. Heute ist kein guter Tag, die quälenden Gedanken lassen ihn einfach nicht los. Das muss aufhören!

Alle sind tot oder sterben bald. Auch er muss irgendwann einmal dran glauben. War es das jetzt? Was wäre, wenn er mal etwas anderes machen würde? Er überlegt, was das sein könnte. Eine neue Murmelbahn kaufen und zusammenbauen. Nein. Das wäre dasselbe wie immer, so verlockend es auch ist. Mitglied im Schachverein werden. Sport machen. Tontaubenschießen. Zu Ikea fahren. Es reizt ihn alles nicht.

Wie es wohl wäre, Jeanette wiederzusehen und Zuckerwatte bei ihr zu essen? Er hat noch immer eine zugute – die von Ellmau. Seinen Eltern kann er keine mehr spendieren, aber sich selbst schon. Man muss nicht unbedingt etwas erreicht haben, um sich selbst verwöhnen zu dürfen. So, das war ein Wandspruch von Herman.

Er nimmt eine Schere und schneidet den Satz von der Haftnotiz ab. Den Rest des Einkaufszettels wirft er weg. Sorry, Alwin. Am besten hängt er den Spruch an den Kühlschrank, da sieht er ihn jeden Tag. Herman geht nach unten. Magnete hat er nicht im

Haus, also nimmt er Tesafilm. Er will den Papierstreifen in die Mitte kleben, überlegt es sich jedoch anders und befestigt ihn etwas weiter links, ein kleines bisschen schief.

Im Hause van Dusselen wird sich etwas ändern!

[S.92-93]

37

„Herman, ich will nicht neugierig sein, aber ich würde dich gerne mal was fragen. Etwas, das mir schon länger durch den Kopf geht.“ Ihre Wangen verfärben sich nun auch unter und über ihrem Rouge rosa. Sie tritt unruhig von einem Bein auf das andere. „Die meisten Männer, die ich kenne, sind Schlappschwänze oder Mistkerle. So wie mein Ex-Mann. Du wirkst ganz anders, aber eigentlich weiß ich gar nichts über dich. Was machst du überhaupt beruflich?“

Beruflich? Wieder erfasst ihn Nervosität. Ein Kribbeln im Nacken, ein feuchtes Gefühl auf dem Rücken, ein Ziehen in den Beinen. Durst. Er drückt seine Zunge gegen den Gaumen, um Speichel zu erzeugen; mit diesem trockenen Lappen kann er nicht sprechen. Und nachdenken erst recht nicht.

Diese Frau steht in aller Herrgottsfrühe auf, um Zuckerwatte aufzuwickeln. Sie spricht von „Piepen“. Das macht man nur, wenn man nicht viel Geld hat, sonst würde man respektvoller davon sprechen. Er kann doch nicht sagen, dass er keinen Job hat und dass seine Eltern seinen Lebensunterhalt bestreiten, auch wenn sie schon längst tot sind? Vielleicht hatte sie jahrelang für diesen Inselurlaub auf Ameland sparen müssen.

„Huhu, träumst du schon wieder? Du bist doch kein Spion oder so was?“ Sie kichert wie ein Schulmädchen und fummelt an ihrem Dutt. Sie sagt nichts mehr, wartet ganz offensichtlich auf eine Antwort.

Mama, Papa, Murmeln, meinetwegen Frans, Trudy, Gott, wenn es dich gibt: Gebt mir eine Idee!

Hinter dem Kiosk, hoch oben, sieht er den Zyklopen. Durch die Entfernung ist das Geschrei im Achterbahnzug zwar gedämpft, aber doch gut hörbar. Er denkt an all die Jahre, da er im Garten stand und stundenlang zur Achterbahn schaute, und wie sehnlich er sich gewünscht hatte, dort mitzufahren. An das Foto, an das er lieber nicht erinnert wird, mit dem Eis, das er zum Trost bekam. Er denkt daran, wie er sich schämte, weil er sich nicht getraut hatte. An Mama, die sich opfern und mit ihm mitfahren wollte. Trotz ihrer Angst.

Ja, das passt zum Actionhelden Herman und seinen guten Vorsätzen. Er hüstelt, holt tief Luft und sagt es.

„Ich bin Achterbahn-Tester.“